

5. Erfahrungsbericht: Karnevalsieber

1. Karneval im bolivianischen Hochland

Es ist sechs Uhr morgens. Nicht ungewöhnlich für diese Uhrzeit, dass die *Calle Juana Manuela Gorriti* in pechschwarze Dunkelheit getaucht ist; an vereinzelt Stellen werfen Straßenlaternen orang-warmes Licht auf den Gehweg. Im grellen Lichtkegel erscheinen plötzlich drei magere, verkommene Straßenhunde. Sie suchen Müll gierig nach ihrem Frühstück, das die Menschen voreilig als Abfall bezeichnet haben. Ein großer blonder Köter erblickt uns und folgt uns auf dem Weg zum Busterminal.

Tine, Max und ich durchqueren einsam mit unseren vollbepackten Wanderucksäcken die Straßenzüge. Den feinen, lauwarmen Regen können wir in unserem Gesicht spüren, ebenso die Aufregung in unserem Nacken: In zwei Tagen wollen wir beim zweitgrößten Karneval der Welt im bolivianischen Hochland in Oruro dabei sein. (*Mitfreiwillige Lina hingegen hat Besuch von ihrer Familie aus Deutschland bekommen und ist deshalb anderweitig unterwegs.*)

Die sechsstündige Busfahrt zur Grenzstadt *La Quiaca* ist schon ein wenig „anders“ als eine Busfahrt in eine beliebige argentinische Stadt. Aus fast allen Gesichtern der Reisende kann man ihre indigene Abstammung erkennen. Das Argentinien als europäischstes Land Südamerikas gilt, kann man im Norden an der Grenze zu Bolivien nicht mehr wahrnehmen. Lauscht man den Gesprächen im Bus, hört man keinen argentinischen Akzent mehr heraus und stellt fest, dass viele Passagiere Bolivianer sind.

12:14 Uhr: Ankunft in der argentinischen Grenzstadt *La Quiaca*. Zu der bolivianischen Grenzstadt *Villazón* braucht man vom Busterminal etwa fünf Minuten. *La Quiaca (Jujuy)* und *Villazón (Bolivien)* sind Zwillingsgemeinden, wo ein intensiver menschlicher und kommerzieller Austausch herrscht. Viele Argentinier, vor allem selbstständige Straßenhändler, erwerben sich im günstigeren *Villazón* Waren wie z. B. Büromaterial, Kleidung, Drogerieartikel, die sie später doppelt so teuer in Argentinien verkaufen können.



Manchmal kommt es an der Grenze zu sehr langen Wartezeiten. Mitfreiwilliger Vivien aus Sucre/Bolivien musste während eines Besuchs schon einmal geschlagene acht Stunden warten. Ruhe, Gelassenheit, Spontanität und Bescheidenheit sind südamerikanische Tugenden, die während einer Reise in dieser Region immer wieder in Anspruch genommen werden müssen. Wir haben aber Glück und warten lediglich eine halbe Stunde.

Verwundern tut es uns dann schließlich doch nicht, als der freundliche Mann im Tourismusbüro in einem gebrochenen Englisch versucht zu erklären, dass es keine weiteren Anschlussbuslinien mehr gibt, die uns aus der bolivianischen Grenzstadt *Villazón* herausbringen könnten. Auf Grund des wochenlangen Regens sind alle Schotterpisten durch Boliviens arg in Mitleidenschaft genommen und eine Überquerung sei angeblich lebensgefährlich. Die bolivianischen Polizeibehörden haben alle Fahrten aus der Grenzstadt heraus untersagt. Zumindest theoretisch.

Schnell fanden wir aber dann doch ein Busunternehmen, das uns direkt nach *Oruro* fahren will. Unser Ziel war eigentlich die einige hundert Kilometer entfernte Stadt *Potosí*, da in Oruro wahrscheinlich spontan keine Unterkunft zu finden wäre. Dass der Bus zwei Stunden Verspätung hat, stört auch keinen Passagier. Dass der Bus dann wiederum doppelte Anzahl an Fahrgästen hat,



ist aber dann dennoch verwunderlich. Die Fahrgesellschaft hatte trotz Sperrung der Straßen eine Genehmigung für die 12 Uhr Fahrt bekommen. Allerdings nicht für die zweite Fahrt um 15 Uhr, wo bereits alle Plätze verkauft worden sind. Das Unternehmen gab dann bekannt, dass die beiden Fahrten in eine Fahrt zusammengepackt werden müssten. Logischerweise bedeutet das natürlich auch, dass die Hälfte der Passagiere keine Sitzplätze bekommen würde. Da die Fahrt für 12 Uhr geplant war, hatten diejenige, zu der wir gehörten, mit dieser Abfahrtszeit Anspruch auf einen Sitzplatz.

„Somos personas y tenemos derechos para viajar bien!“ *„Wir sind Menschen und haben Recht auf angenehmes Reisen!“*, schreit einer quer und mit sehr aggressiver Stimme durch den Bus. Und mit dem Gedanken, dass er 18 Stunden im Stehen die Fahrt verbringen muss, sicherlich für jeden sehr verständlich. Trotzdem nimmt sich der Busfahrer nichts draus und fährt weiter. Weiter Stimmen werden laut. Es kommt auch noch zu mehreren Stopps, da die Menschenmenge spürbar temperamentvoller wird. Plötzlich aber – ohne jegliche Vorwarnung und Kompromisse – stummt die Diskussion einfach ab! (Auch während der ganzen 18-stündigen Fahrt kommt keinerlei Beschwerde mehr auf!) Die Reise geht los.

Die Fahrt erinnert mich ein wenig an den Schleudergang einer Waschmaschine. Man vibriert auf der Fahrt vor sich hin ohne es stoppen zu können. Schlaglöcher im 200 Meter Abstand sorgen dafür, dass man mit dem Kopf die Decke oder die Fensterscheibe stößt. Aufgewirbelter Staub und Dreck führen zu schneller Verstopfung der Atemröhre und krankhaftem Niesen. Hat man zusätzlich noch Angst vor steinigen Schluchten und tiefen Abgründen, und nicht das Vertrauen in dem Busfahrer, der diese Hindernisse eigentlich immer mit meisterhafter Präzision überlistet, dann kann man kein Auge mehr zu machen. Tine und Max scheinen diese nicht zu stören oder geradezu sogar zu gefallen, denn sie schlafen fast durchgängig.

Ich hingegen schaue mir bis in die Nacht die atemberaubende, hügelige Landschaft an. Gelegentlich überqueren wir einige Bergdörfer. Sie sind sehr allesamt sehr einfach aufgebaut: Zwei dutzend erdige Steinhäuser mit verdreckten Wellblechern oder sandig leuchtendem Strohdach. Eine weiße Kirche. Zwei öffentliche Wasseranschlüsse. Ein Tante Emma Laden. Und mindestens zwei riesige Werbeschilder oder sogar komplett angemalte Hütten mit: *„Tomo lo bueno - Coca Cola“*. Die Globalisierung hat im tiefen Hochland, wo sich selten Fremde verirren, Spuren des Kommerzes hinterlassen.



Nach einer eiskalten Fahrt ohne Heizung und ohne Schlaf, sind wir um 3.56 Uhr in *Oruro* angekommen. Da alle Unterkünfte in der Stadt auf Grund des anstehenden Karnevals eigentlich restlos ausgebucht sind und wir erst ab Morgen unsere Schlafmöglichkeiten gebucht hatten, sind wir sehr erleichtert darüber, dass wir nach eineinhalb Stunden Suche bei 5° Celsius ein Hotel finden. Es bleiben uns fünf Stunden Schlaf.

Am nächsten Tag schauten wir uns die Stadt an. Allerdings erweist sich dies als schwieriger als gedacht. An jeder Straßenecke stehen Menschen mit Rasierschaum und wollen uns damit besprühen. Gegen Abend treffen wir uns mit einer Gruppe anderer Freiwillige unserer Organisation aus ganz Bolivien und Peru, mit denen wir uns in der Stadt verabredet hatten.

Den folgenden Tag und den Haupttag des Karnevals habe ich in einem Artikel für die Freiwilligenzeitung „(W)Ortwechsel“ meiner Trägerorganisation niedergeschrieben. Den originalen Artikel findet man in der 9. Ausgabe vom April 2008 unter folgendem Link: <http://wortwechsel-weltweit.de/>

Hier eine gekürzte Version ohne geschichtlichen Aspekt.

Karneval im bolivianischen Hochland

Von Khoa Ly

„Ihr werdet heute ein Spektakel erleben, das ihr in eurem Leben nie wieder vergessen werdet!“, begeistert der 47-jährige Javier am Frühstückstisch eine Horde von müden Freiwilligen, die sich eine Nacht zuvor in dem eigentlich verschlafenen Nest am Altiplano getroffen haben. Seit einigen Tagen ist dieser Ort aber zu einem Schauplatz von überschäumender Lebensfreude geworden und selbst das letzte Schlafloch ist ausgebucht. Denn einmal im Jahr feiert Oruro, die knapp 4.000 Metern über dem Meer gelegene Hochebene zwischen Ost- und Westkette der Anden, ihren berühmten Karneval in schwindelerregender Höhe, welcher 2001 von der UNESCO in das Weltkulturerbe der Menschheit aufgenommen wurde. Der gebürtige Orureño, der alle nur denkbaren Schlafmöglichkeiten in seinem schlichten, aber geräumigen Haus an über dreißig Leute für einige Tage vermietet, wird Recht behalten. Währenddessen schiebt sich die Sonne über die puderweißen Wolken hinweg und taut den gefrorenen Erdboden Schicht für Schicht auf. Feine Schleier von Nieselregen wechseln in angenehm warme Sonnenstrahlen über. Die erdig-felsige Andenlandschaft ist aus dem Fenster des Restaurants zu erahnen. Ein Hauch von Karneval ist bereits spürbar. Die kitschige Uhr im Haus zeigt 8.45 Uhr: Abfahrt.

Ein Miniliniibus bringt uns per halbstündige Fahrt zu der gemieteten Sitzplatztribüne. Der Weg von der Haltestelle zu den Sitzplätzen geht vorbei an Dutzenden kleinen Familienunternehmen, die sich auf das Befüllen von Luftballons mit Wasser (kurz: Wasserbomben) spezialisiert ha-

ben. Die bolivianische Julita mit ihren geflochtenen Zöpfen und ihre erwachsenen Töchter befüllen mit einer einfachen Wasserpumpe aus einem 20-Liter-Eimer die kleinen bunten Ballons. Die Enkel laufen flink in der riesigen Menschenmenge umher und finden rasch Abnehmer jeden Alters. Zehn Stück für einen Boliviano (ca. 10 Eurocent). Es ist ein Anblick voller Melancholie, der das Herz eines Bolivianers gut repräsentiert. Hier trifft Armut auf Massenkonsum. Wobei für letzteres viele Bolivianer ein ganzes Jahr sparen, damit sie zur Karnevalszeit leben können. Alkoholexzesse und damit verbundene Gewalt gehören in diesen Tagen leider dazu.

Vor vergleichsweise harmlosen Rasierschaum- und wassergefüllten Ballonattacken ist in diesen Tagen allerdings niemand sicher, wobei Gringos und hübsche junge Mädchen besonders begehrte Zielobjekte darstellen. Wir decken uns an den Freimarktständen ein: Mindestens eine Schaumspühdose, ein Regencap und zehn Wasserbomben sollen der eigenen Sicherheit dienen. Auf den Sitzplätzen angekommen, begrüßt das Publikum uns bereits mit Schaumattacken. Ein Meer von schrillen und prächtigen Farben saugt das an Tristesse und Ödnis gewöhnte Auge in



Sekundenschnelle auf. Ich kritzle innerhalb einer Minute meine Farbwahrnehmung in mein Notizbuch: bordeauxrot, türkis, lila-silber, schwarz-orange, orange-blau und grün-blau. Das Publikum klatscht mit. Hunderte von Männern in grün-orangen Anzügen tönen bolivianische Karnevalsmusik aus ihren Marschinstrumenten. Währenddessen werden mehrere Freiwillige mit Schaum eingesprüht und ähneln dem Berliner Eisbären Knut. Ein Straßenverkäufer schwingt rosarote Zuckerwatte die Avenida entlang. Trompetenklänge, wilde Schreie, Folklore gesänge, atemberaubende Kostüme von sexy bis teuflisch, von schrill bis wild, wirbeln an uns stundenlang vorbei. Die traditionellen Tänze und Kostüme haben ihre Wurzeln im Aufeinandertreffen von Indios, Europäern und Schwarzafrikanern, die zur Sklavenarbeit in den Minen von Potosí in die „Neue Welt“ gebracht worden sind. Eine Vielzahl von Gottheiten der Inkas und Aymaras konfrontiert mit katholischen Heiligen und ihre Bedeutungen in den Darstellungen wird miteinander vermischt. „Schau, das ist unser Tanz!“, mein Sitznachbar Marcelo zeigt auf den Tanz mit Teufelskostümen, welcher mit unheimlichen Schreien einhergeht. „Nennt sich Diablada - unser Tanz aus Oruro“, berichtet er mir mit Stolz und bereits recht angetrunken. (...)



Und nun beginnt also die Diablada, wir Freiwillige sind alle schon sehr gespannt auf diesen traditionsreichen Tanz (...) Und schon marschieren die ersten Teufel heran, in zwei Reihen zu je sieben Teufeln, sie stellen die sieben Todsünden dar, die Boshaffigkeit im Menschen. Dahinter erscheint nun der Erzengel Gabriel, umringt von mythischen Kondoren und Bären, um das Böse endgültig zu schlagen. (...)

Währenddessen ist ein Betrunkener dabei die Tänzerinnen zu belästigen. Die Polizei, die in diesen Tagen ununterbrochen Sonderdienst leisten muss, versucht ihn mit Gewalt zu bändigen. Das Publikum zeigt mit einer Schaumattache Zivilcourage. Es sind bereits einige Stunden vergangen, ein kleiner Junge spricht mich von der Seite an und fragt, ob ich noch weitere Wasserbomben haben möchte. Ich nicke verträumt und gebe ihm einen Boliviano. Und dann hebe ich meinen Blick, sehe die Berge in der Ferne, welche sich hinter Nebelschwaden verstecken. Die untergehende Sonne taucht die Bergspitzen in ein tiefes Blutrot. Und dann sehe ich im Geiste den Kampf zwischen dem Berggott Huari und Prinzessin Ñusta und plötzlich kann ich die tiefe Erfurcht und Angst der Minenarbeiter nachvollziehen, welche ihre Schaufeln Tag für Tag tiefer in das Erdreich des Huari stoßen müssen - und jeden Tag wächst die Angst, dass ihr zorniger Onkel eines Tages aufwachen und ihr armes Volk erneut mit grausamen Plagen heimsuchen könnte. Hoffen wir, dass dann unsere Inka-Prinzessin Ñusta an diesem Tag nicht schläft. In diesem Moment trifft mich eine Wasserbombe von unten und weckt mich auf grausamste Weise aus meinen Gedanken, indem sie meinen Allerwertesten einnässt. Ich bin wieder ganz hier, rufe die anderen

Freiwilligen zusammen und gemeinsam beginnen wir eine riesige Schlacht gegen den großen Gott der Wasserbomben.

Nach dem Karneval sind wir dann ins bolivianische *La Paz* gefahren und wollten uns einige Tage die Stadt anschauen. Leider sorgte dann auch der große Gott der Wasserbomben und die ungewohnte Kälte für einen Aufenthalt im Bett mit Fieberanfällen, Gliederschmerzen und Höhenkrankheit. Ziemlich ärgerlich und immer noch schlapp, sind wir dann mit dem Bus in knapp 24 Stunden zurück nach Argentinien in unser altbekanntes Jujuy gefahren.

2. Rückkehr zur meiner Arbeit

Die Schulkinder in Argentinien haben, anders als die Schulkinder in Deutschland, am Stück Ferien d. h. die Sommerferien dauern knapp drei Monate und danach gibt es keine weiteren Ferien mehr. Die Fundación CeRES macht während der Sommerferien eine Sommerpause von einem Monat. Dadurch hatte ich die Gelegenheit bekommen, in der befreundeten Fundación Dar.Lo.Cab mit meinen drei Mitfreiwilligen Lina, Tine und Max das dortige Ferienprogramm mitzugestalten. In meinem [vierten Erfahrungsbericht](#) informierte ich komplett darüber. Das Ferienprogramm und somit auch der Abschluss meiner Tätigkeit im *Dar.Lo.Cab* endete dann gemeinsam mit der Karnevalsabschlussveranstaltung.

Während des einwöchigen Aufenthaltes in Bolivien habe ich mich mit neuen Workshopideen (Zirkus-, Film-, Englisch-Workshop) auf die Wiederaufnahme meiner Arbeit in meinem Hauptprojekt der Fundación *CeRES* gefreut, die pünktlich zu meiner Rückkehr wieder geöffnet werden sollte.

Doch wurde ich gleich am ersten Tag enttäuscht. Auf Grund von starkem Unwetter war die Fundación geschlossen. Das Viertel *Cerro de las Rosas* liegt auf einem Berg und da es dort keine Abwasserkanäle gibt, läuft das angesammelte Wasser über die Schotterstraßen ab und schwemmt die gesamten Gesteinsbrocken – egal ob klein oder meterbreit – mit sich. Es ist jedes Mal ein düsterer Anblick, denn die Gehwege kann man nur erahnen. Glücklicherweise haben Räumfahrzeuge – schon sehr routiniert - die Schotterstraßen innerhalb von zwei Tagen wieder zusammen geflickt. Solche Tage sind das ärgerlichste, was einem Freiwilligen passieren kann, wenn man den Heimweg antreten muss.

Leider blieb es nicht nur bei diesem Vorfall. Auf Grund eines politischen Beschlusses der neu gewählten Regierung werden alle zukünftigen geplanten Ausgaben für soziale Einrichtung und Bildungsanstalten gestrichen. Die Eltern müssen sich fortan um die gesamte Verwaltung der gemeinnützigen Einrichtungen kümmern. Ausgaben für die Nahrungsmittel werden weiterhin bezuschusst, aber das benötigte Gas und die Gehälter für die Mitarbeiter (welches sowieso sehr gering ist) werden gestrichen.

Die Argumentation stützt sich auf die Kritik, die ich in meinem dritten Erfahrungsbericht bereits angerissen hatte: „*Die Fundación leistet sehr gute Arbeit und die Kinder erhalten kostenlose Schulnachhilfe und eine warme Mahlzeit. Hierdurch lassen sich manche Eltern jedoch von ihren Erziehungs- und Fürsorgepflichten entbunden fühlen. Überspitzt gesagt „sparen“ einige Eltern das wenige Kindergeld (150 Pesos) auf, können es für Alkohol oder Drogen ausgeben und gedankenlos weitere Kinder in die Welt setzen, andere werden sich schon um sie kümmern.*“ Ob diese Argumentation tatsächlich die wahre Begründung für die finanzielle Streichung sein soll, wage ich jedoch stark zu bezweifeln.

Zu diesem Thema gab es ein Treffen aller Projekteltern und Mitarbeitern, bei dem nur die Hälfte der Eltern anwesend war, obwohl eine Nichtteilnahme eigentlich einen Ausschluss aus der Essensausgabe bedeutete. Das Treffen war insgesamt von vielen Emotionen, heftiger Kritik gegenüber der Leitung der Fundación und der Regierung geprägt. Nach vielen guten Ermunterungen meiner Kollegen, die nun arbeitslos sind, gibt es letzten Endes viel Verständnis. Unsere gemeinsame Aufgabe bestand jetzt nun darin in einer einmonatigen Eingewöhnungsphase alle bis dato von Mitarbeitern übernommene Arbeit in freiwillige Elternhand zu übergeben.

Leider blieb dieses Treffen ohne spürbare Veränderung. Fortan blieben alle Mitarbeiter zu Hause, außer Köchin und Hausmeisterin Vilma, die mit ihrer Familie neben der Fundación wohnt. Die nächsten zwei Wochen verbrachte ich zusammen mit Vilma alleine in der Fundación. Es gab morgens keine Hausaufgabenbetreuung mehr, was eigentlich auch nicht nötig war, denn die Kinder hatte noch keine Schule. Ebenso wurde der Kindergarten geschlossen. Lediglich die Essensausgabe hatte – auf dringenden Wunsch der Eltern – geöffnet. Immerhin waren es trotz Schulferien weit mehr als siebzig Kinder, die gepflegt werden wollten.

In der Fundación *Dar.Lo.Cab* sah ich, dass für eine ähnliche Anzahl von Kindern zehn Personen involviert waren. Insgesamt vier Mütter, die in der Küche tätig sind, meine drei Mitfreiwilligen für das Austeilen, eine Putzfrau und einen Hausmeister. Insgesamt also zehn Mitarbeiter für das Verpflegen von über 90 Leuten.

Die Fundación CeRES war lediglich mit Vilma ausgestattet. Da ich nicht mit anschauen konnte, wie sich lediglich eine Person für den Betrieb der Essensausgabe abmühte, beschloss ich mit tätig zu werden. Zwar war ich in allen Sachen etwas langsamer, aber Vilma hat sich über meine Anwesenheit sehr gefreut. Schnell einigten wir uns darauf, dass Vilma komplett für die Küche zuständig war und ich komplett für die andere Arbeit. Konkret war es die komplette Reinigung der Fundación, Austeilung des Essens und Aufpasser. Es war sicherlich die unspektakulärste Arbeit, aber ich hatte daran viel Spaß und erlebte auch zum ersten Mal hautnah die Notwendigkeit meines Freiwilligendienstes.

Die Kinder waren sich über die problematische Situation im Klaren und verhielten sich sehr hilfsbereit und artig. Im Grunde genommen sah ich zu, wie meine Schützlinge ihr Essen aufaßen und das Geschirr wieder zurück in die Küche brachten. Teilweise standen sie mir nach dem Essen immer hilfsbereit zur Seite und wollten mithelfen. Da ich für meine Arbeit auch ständig Lob von allen Seiten bekomme habe, hat mir die Arbeit für die ich eigentlich nicht zuständig war, sehr viel Spaß gemacht.



Chefin Barbara (11-Jahre, links im Bild) gibt mir Anweisungen und Ratschläge, wie man den Boden besser reinigt.

In einer späteren Elternversammlung hatte meine Projektchefin *Beatriz Cabana* meine Tätigkeit als „Vorbildcharakter“ bezeichnet und nahm dies als Fallbeispiel für ihre Rede. „*Warum putzt ein junger Mensch die Toiletten Ihrer Kinder ohne dass man ihm es befiehlt? Warum serviert er Ihren Kindern ohne zu Nörgeln das Essen?*“, setzte sie an. „*Weil er nicht möchte, dass die Fundación geschlossen wird. Und das möchte keiner! Doch er unterscheidet sich von Ihnen, er packt an! Sie sollten sich ehrlich fragen, warum Sie nicht an seine Stelle treten, obwohl es IHRE Kinder sind – und nicht seine.*“ Ich konnte es nicht glauben, mit welcher rhetorischen Meisterleistung sie ihre Ansprache fortführte. In weniger als zehn Minuten hatte sie aus einem Haufen von deprimierten Eltern eine Gruppe von engagierten und selbstbewussten Menschen gemacht. In zwei Sätzen hatte sie meine Arbeit so gelobt, dass alle meine Anstrengung und Überstunden in einem Schlag vergessen waren.

Wenn man *Beatriz Cabana* reden hört, dann kann man noch immer die einstige Politikerin, die sie einmal war, in ihrer Stimme erkennen. Es war sicherlich jene Wortwahl gewesen, die sie auch als Kultusministerin der Provinz Jujuy und als Präsidentin des Sekretariats für Frauenrechte erfolgreich gemacht hat.

Dass sich nach diesem Elterntreffen tatsächlich ein Elterndienst für die Reinigung der Fundación einfänden würde, war daher nicht mehr verwunderlich. Zwar ist dieser insgesamt nicht sehr zuverlässig, nur 70% der Eltern erscheinen tatsächlich. Aber es ist ein guter Schritt in die richtige Richtung.

Eher durch Zufall hatte ich nun jetzt auch die Möglichkeit die angrenzende offene Radiostation „FM 92.1, La Voz del Cerro“, die zur Fundación CeRES gehört, zu besuchen. Ich lernte die ehrenamtlichen Redakteure schnell kennen und hatte nach zwei Tagen Einarbeitung bereits die Möglichkeit, eigene live Radiosendungen zu senden. Da dieses Projekt nur aus reinem Hobby zur Musik entstanden ist, habe ich das Radioprojekt in meine Freizeit zwischen 15 Uhr und 17 Uhr gelegt. Ich wurde beauftragt ein Jugendprogramm mit Musikrichtung Pop und Rock international zu gestalten, was mir gut gelungen ist. Auch ein deutsches „alternatives“ Radioprogramm aus *Die Ärzte, Die fantastischen Vier, Toten Hosen, Wir sind Helden, Clueso, Mia, Herbert Grönemeyer* etc. gehören zu den Sendungen, fernab von den in Südamerika sehr bekannten Band *Rammstein* oder dem Gesangsduo Dieter Bohlen und Thomas Anders.

Mit der Zeit habe ich auch einige Projektkinder mit zu meinem Programm genommen und ihnen einzeln gezeigt, wie die Technik funktioniert. Anfangs war es nur der elfjährige Außenseiter Hernan, mit dem ich fast eine Woche lang im Radio war und er nur schüchtern zugeschaut hatte. Bis er sich irgendwann getraut hatte, etwas ins Mikrofon zu sprechen. Aus dem anfangs sehr schüchternen Jungen, ist jetzt schon ein guter Radiomoderator geworden ist. Manchmal sogar zu selbstbewusst gegenüber einigen neuen Kursteilnehmern. Einmal hatte er sogar, als ich den Gang auf Toilette gemacht hatte, den „on air“ - Schalter angeschaltet und ohne meine Erlaubnis live gesendet. Dies sorgte für große Bewunderung bei seinen neuen Freunden und auch dazu, dass keine Live-Sendungen mehr gemacht werden. Durch die nun vorherige Aufzeichnung des Programms, wurde aber auch gleichzeitig die Sendung qualitativ besser, da Sprechfehler raus geschnitten werden.

Mittlerweile ist aus den Anfängen ein sehr erfolgreiches Konzept entstanden, wo Kinder eigenständig ihr Programm gestalten können. Die Musikrichtung ist zwar nicht sehr vielfältig, sondern besteht meist nur aus dem Musikgenre *Cumbia Villera*, ein Untergenre traditionellen kolumbianischen Musikstils *Cumbia*, aber es entstehen unerwartet auch interessante Diskussionen. In einem Workshop habe ich mich rein zufällig darüber aufgeregt, dass ich auf Grund eines Busfahrerstreikes am Morgen zu Fuß in die Fundación gehen musste. Die Busfahrergewerkschaft hat gegen einen Anstieg der Fahrtscheine ihres Arbeitsgebers demonstriert. Danach entstand eine lange Diskussion unter den Kindern mit sehr überlegten Argumenten über dieses

Was ist Cumbia?

Villa bedeutet in Argentinien Elendsviertel, das Genre kann man frei als „Slum-Cumbia“ übersetzen.

Dabei verarbeitet Cumbia Villera einige Elemente des Techno, des Trance und des Electro Pops, teilweise auch von Reggae und Dancehall. Das musikalische Muster ist bei vielen Songs sehr ähnlich gestrickt. Ein stampfender 4-4 Takt mit etwa 80-95 bpm und einer Conga (afrikanische Handtrommel) auf der unbetonten Zählzeit bildet die Basis. Überlagert ist dieser von vielen Percussion-Instrumenten, insbesondere diverser Rasselarten, so dass der Rhythmus manchmal sehr funky daherkommt, und einer sich oft wiederholenden Melodie, die von echoartigen Synthesizer-Riffs untermalt wird. Ähnlich wie bei der Musikrichtung Hip Hop ist ein entscheidendes Kriterium, dass der Sound „fett“ klingt.

Quelle: Wikimedia Foundation

Thema, welches wir anhand von „Fragen an die Regierung“ audiotecnisch festhalten konnten. Aber auch Sonderthemen wie „Krieg und Frieden“ oder „Schule und Bildung“ sind aus den Radioworkshops entstanden.



Hernan (links) diktiert Juan-Pablo (rechts) einen Begrüßungstext.

Juan-Pablo liest den Text anschließend live vor.

Es ist wahnsinnig anzuschauen, wie die Kinder sich freiwillig hinsetzen und einen Aufsatz über ein vorgeschlagenes Thema schreiben oder in einer Zeitung nach Informationen suchen, die nicht nur den Sport- und Horoskopteil beinhaltet. Morgens können meine Projektkinder sich nicht ruhig hinsetzen und einen Schulaufsatz schreiben, aber im Radioworkshop machen sie es freiwillig. Keine Eltern zwingen sie zu meinem Workshop, aber er ist so gut besucht, dass die Räumlichkeiten oft nicht ausreichen und viele Kinder nach Hause geschickt werden müssen. Aus den Anfängen ist bereits ein Radioprogramm mit fast ordentlicher Struktur und Redaktionssitzungen entstanden, das sich „La Voz de los chicos“ („Der Ruf der Kinder“) nennen darf. Eine Gruppe von jugendlichen Mädchen und ein männlicher Freundeskreis baten mich bereits auch ihre Pläne einer Radiosendung zu realisieren, was ich aus Zeitgründen leider noch nicht geschafft hatte.

Zusammengefasst war es ein Monat mit sehr vielen Emotionen und Veränderungen gewesen, aber auch ein sehr langer (teilweise 12 Stunden täglich), interessanter und unbekümmerter Arbeitsalltag gewesen. Ich habe meinen Geburtstag zum ersten Mal nicht mit meiner Familie gefeiert, sondern mit Menschen, die nun in diese Position „Familie“ eingetreten sind: Mitfreiwillige Tine, Lina und Max, aber auch Franziska. Franziska ist bald Schwiegermutter unseres Vor-Vor-Freiwilligen Clemens und ist jetzt schon eine Art Ersatzmutter für die Wohngemeinschaft geworden. Mein Geburtstag feierten wir also gemeinsam auf unserer Dachterrasse mit einem argentinischen Asado, Tetrapak-Wein und ein dutzend weitere Bekanntschaften und einiger Mitfreiwillige meiner Organisation, die aufgrund eines Zwischentreffens in Bolivien (siehe nächster Erfahrungsbericht) bei uns zu Gast waren.

5. Erfahrungsbericht: Karnevalsieber

Die Fundación stand kurz vor ihrer Schließung. Zum ersten Mal sah ich weinende Eltern und Kollegen, deren Sorgen ich geteilt habe. Meine Funktion und meine Verantwortung wachsen mit ihrer Zeit parallel zu meinen Spanischkenntnissen. Ich fühle mich weiterhin sehr wohl in meiner neuen Heimat, wenn ich jetzt sehr vermehrt nach Deutschland bzw. Braunschweig zurück denke. Erst recht, als ich ein Familienfoto von meinen Eltern geschickt bekommen habe, und gesehen habe, wie groß meine „kleine“ zehnjährige Schwester geworden ist und ich ihre Entwicklung ein wenig verpasse. Doch ich merke immer wieder, wie ich mich positiv entwickelt habe. Meine Mutter kann auch sehr stolz auf mich sein, wenn sie sieht, wie prima ich meine Wäsche wasche und mein eigenes Essen kochen kann, was sogar als sehr lecker bezeichnet wird.

Buenos Aires Freiwilliger Bastian Pamme schreibt auf unserer WG-Wand „La vida es hermosa!“ „Das Leben ist schön!“. Er soll Recht behalten! Egal wo wir sind, wer wir sind und woher wir kommen, wir haben alle die Möglichkeit dazu, glücklich zu sein. Nutzen wir sie und machen jeden Tag zu dem schönsten Tag unseres Lebens. ■

Khoa Ly, Ende März 2008

Mein Dank gilt diesmal an:

Jan Stellet für seine ständige Hilfe bei der Fehlerkorrektur der Erfahrungsberichte.

Franz Werfel für die großartige Organisation des Karnevals.

Beatriz Cabana für die aufmunternden Worte, die mich stolz gemacht haben.

Hernan Gomez weil seine großartige Teilnahme die Radioworkshops erst möglich gemacht haben.

Barbara Espilda weil sie mit ihren 11-Jahren einfach unbeschreiblich ist.

Zurzeit Freiwilliger für die Weltweite Initiative für Soziales Engagement e.V. in der Stadt San Salvador de Jujuy in Argentinien in den einheimischen Projekt „Fundación Ceres“, „Fundación Dar.Lo.Cab“ und der Essensausgabe „jardín del amor“.

Kontaktadresse in Argentinien:

Juana Manuela Gorriti 479
4600 San Salvador de Jujuy
Argentinien
Tel.: 0054 388 4244657

Kontaktadresse in Deutschland:

Weserstraße 27
38120 Braunschweig
Deutschland
Tel.: +49 531 2273210

E-Mail: post@khoa.de
ICQ: 324-718-373
skype: khoaly88

Danke, dass Sie meine Arbeit unterstützen!

Spendenkonto:
Weltweite Initiative e.V.
Konto: 8611300
BLZ: 55020500
Bank: Bank für Sozialwirtschaft
Betreff: „Spende WI e.V. 73024“

Kontaktadresse meiner Trägerorganisation:

Weltweite Initiative für Soziales Engagement e.V.
Odenwaldschule Ober Hambach
64646 Heppenheim (Hessen)
E-Mail: vorstand@weltweite-initiative.de